

Abschiebung: Was wirklich passiert

Eine Luftabschiebung in den Kosovo und nach Moldawien. 59 Menschen aus Österreich, Deutschland, Schweden. Ein Ärzteteam. Eine Dolmetscherin. Eine Menschenrechtsbeobachterin. 76 Polizisten. Und Reinhard Leprich von der Abteilung Kommunikation des Innenministeriums.

Montag, 12 Uhr 30

Das Mädchen trägt einen Hörapparat, hat Bewegungsstörungen. Dennoch ist es quicklebendig. Statt Worte lässt es Arme, Hände, den ganzen Oberkörper reden. Erst stampft es mit den Füßen, dann hüpfte es, wirbelt mit den Händen wie wild im Kreis herum. Es lacht. Unter dem schwarzen Lockenkopf verfolgen die Augen aufgeweckt die Bewegungen der Polizistin neben ihm. Es mag zehn, vielleicht elf sein, schätze ich, ein kosovarischer Mädchen, weiß ich. Jetzt nimmt es die Hand der Polizistin, reicht mit der anderen eine Trinkflasche, deutet auf einen quadratischen Tisch: dort abstellen. Die Polizistin tut, wie verlangt. Das Mädchen ist hellauf begeistert. Ein bunter Schal: auch auf den Tisch. Wieder drückt der Körper des Mädchens aus, was es empfindet. Dann geht der Daumen hoch: Das hast du gut gemacht. Nein, auf gar keinen Fall lässt du meine Hand jetzt los, zeigt das Mädchen lebhaft an. Die Polizistin lacht, tätschelt über den sich ständig bewegenden Lockenkopf.

Auch ich lächle. Ich hätte keine schönere Szene für den Anfang meiner Erzählung finden können, es sei denn, ich hätte eine erfunden. Und doch erscheint mir das Ganze ziemlich surreal. Die Polizistin trägt ein blaues Gilet mit der Aufschrift »Austria Escort« am Rücken, und ich beobachte die Szene im Terminal 240 des Flughafens Wien-Schwechat, das ist jenes Terminal, das für Menschen reserviert ist, die aus Österreich abgeschoben werden. Es ist Montag, der 26. Februar 2018, 12 Uhr 30. Ich habe die Gelegenheit erhalten, bei so einer Abschiebung dabei sein zu dürfen.

Aber langsam, ich bin ja schon mitten in der Erzählung. Fangen wir von vorne an.

Obwohl! Lange wusste ich nicht, wo ich den Anfang meiner Erzählung setzen sollte. Der wirkliche Anfang liegt vielleicht Jahre zurück, vielleicht Jahrzehnte, nicht in Österreich, irgendwo in Südosteuropa, im Kosovo, in der Republik Moldawien. Als Menschen fliehen mussten vor Krieg, Gewalt und Zerstörung, weil sie diskriminiert wurden, verfolgt wurden; weil man ihnen ihr Land raubte, ihre Umwelt zerstörte; weil sie arm waren, perspektivlos; weil sie sich ein besseres Leben erhofften, eine bessere ärztliche Versorgung, eine rosigere Zukunft.

Ich setze den Anfang meiner Erzählung auf den 23. Februar 2018. An diesem Freitag habe ich begonnen, die ersten Interviews für diesen Artikel zu führen. Angefangen habe ich mit dem für Rückführungen zuständigen Beamten im Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA). Ich habe mit ihm über seine Aufgaben geredet, seine Gedanken, und über Berichte und Zeitungsartikel, in denen die Abschiebepaxis in Österreich oft scharf kritisiert wird.

Freitag, 11 Uhr (Rückblende)

Der BFA-Experte. 27 Monate in Bosnien auf Auslandseinsatz, fünf Jahre als UNO-Sonderermittler beim Kriegsverbrechertribunal in Den Haag, Mitarbeiter im internationalen Aufbaustab für die Antikorruptionsakademie in Laxenburg,

Verbindungsoffizier des BFA für die »Europäische Agentur für die Grenz- und Küstenwache« (FRONTEX) für Rückführungsangelegenheiten – ziemlich beeindruckende Vita von Thomas O., der seit Oktober 2014 im Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA) als einer von fünf Beamten in Österreich für die Organisation von Charterrückführungen zuständig ist. Wir sitzen am Ende eines langen Korridors im sechsten Stock eines riesigen Gebäudekomplexes in der Wiener Modecenterstraße. Eine Parkgarage, ein Einkaufs- und ein Seminarzentrum, viele Unternehmen, und die Direktion des BFA, das zum österreichischen Innenministerium gehört, befinden sich im Gebäude.

Die Planung einer Joint-Return-Operation (JRO) – eine Sammelabschiebung, an der mehrere EU-Staaten beteiligt seien und von FRONTEX koordiniert werde – beginne schon Monate vor dem eigentlichen Tag der Rückführung, sagt Thomas O., ehemaliger Polizist und Vater von drei Kindern. Erst müsse mit FRONTEX ein gemeinsamer Termin gefunden und der Bedarf an einer Rückführung in einen bestimmten Staat angefordert werden. Das passiere etwa drei bis fünf Monate vor der Rückführung. »Sechs Wochen vor dem Termin werden die BFA-Regionaldirektionen angeschrieben und ersucht, für die geplante Sammelrückführung, den sogenannten Charter, in Frage kommende Personen einzumelden, also solche, die von der Behörde einen Negativbescheid erhalten haben und gegen die eine Rückkehrentscheidung vorliegt.« In der Zwischenzeit werde über Air-Broker ein geeignetes Flugzeug angefragt, es werden die Angebote geprüft und ein Flugzeug nach Preis und Erfüllung der vorgegebenen Kriterien gechartert. Mit dem Innenministerium werde der Bedarf an Eskorten – Begleitpersonal für die rückzuführenden Personen – abgestimmt und mit interessierten Mitgliedstaaten deren Teilnahme koordiniert. Etwa 50 Sammelrückführungen habe er bisher geplant, organisiert und begleitet, sagt Thomas O.

Wie viele Charterabschiebungen finden jährlich in Österreich statt?

2016 habe es 75 Charterabschiebungen mit dem Bus oder Flugzeug gegeben, sagt Thomas O., davon 37 nationale und 38 FRONTEX-Abschiebungen. »Ein Jahr davor waren es 33, ein Jahr danach 83, davon 70 Flüge, und das in 18 verschiedene Länder. Die Anzahl der Personen, die insgesamt ausreisen, und die Zahl der durchgeführten Charter und Charterdestinationen steigt seit Jahren an.«

Was Sammelrückführungen anbelange, seien wir Vorreiter in Europa, sagt Thomas O. »FRONTEX greift regelmäßig auf die Expertise des BFA-Charterteams zurück, wenn es um das Organisieren neuer Destinationen geht, bei der Unterstützung anderer EU-Mitgliedstaaten bei Rückführungen oder bei Last-minute-Problemlösungen wie das Organisieren von Fluggeräten zu vernünftigen Preisen.« Man könne sagen, dass Österreich neben Deutschland zu den kompetentesten EU-Mitgliedstaaten im Bereich der Rückführungen gehört, ergänzt der BFA-Experte.

Wie komme es dazu, dass Menschen aus Österreich abgeschoben werden, frage ich.

»Eine zwangsweise Rückführung wird nur dann angeordnet und durchgeführt, wenn der Betroffene auf Grund einer rechtskräftigen Rückkehrentscheidung nicht fristgerecht freiwillig ausreist. Im Fall eines negativen Asylbescheides wird der betroffenen Person deshalb das freiwillige Verlassen des Staatsgebietes innerhalb einer bestimmten Frist angeordnet«, sagt Thomas O. »Passiert das nicht, ist die zwangsweise Rückführung sozusagen die letzte Möglichkeit des Staates, eine von ihm erlassene Entscheidung durchzusetzen.«

Generell müsse man sagen, dass in Österreich niemand ungerechtfertigt abgeschoben werde, sagt Thomas O. »Die Verfahren sind meist durch alle Instanzen gegangen. Es besteht immer eine gültige Rückkehrentscheidung, deren Zulässigkeit in einem rechtsstaatlichen Verfahren umfassend geprüft und gerichtlich bestätigt wurde. Es sind damit rechtsgültige, in einem demokratischen Staat erlassene gerichtliche Entscheidungen, zu deren Umsetzung des BFA verpflichtet ist.« Bei Menschen, die zwangsweise abgeschoben werden, werde 72 Stunden vor der Abreise ein Festnahmeauftrag erlassen, der zur Sicherung der Außerlandesbringung diene.

Was hält er von Presseberichten, in denen Abschiebungen scharf kritisiert werden?

»In der Presse werden oft Einzelfälle präsentiert und mit diesen eine negative Stimmung erzeugt«, sagt Thomas O. nachdenklich. »Bei solchen Fällen ist es nicht anders wie bei jeder anderen zwangsweisen Abschiebung, auch diese basieren auf rechtmäßigen und durchsetzbaren Entscheidungen. Die Betroffenen hätten auch hier die Möglichkeit gehabt, freiwillig auszureisen, um einer zwangsweisen Rückführung vorzubeugen – das wird in solchen Artikeln nicht immer erwähnt, deshalb muss man das immer differenziert sehen.«

Viele Menschen seien auch unter Vortäuschung falscher Tatsachen nach Österreich gekommen, vermittelt in ihren Heimatländern. »Das ist das große Dilemma, in dem sich viele Staaten derzeit befinden, der Missbrauch des Asylrechts durch Vorschoben falscher Tatsachen, um so aus wirtschaftlichen und monetären Gründen in Österreich und anderen EU-Staaten Fuß fassen zu können.« Viele der Menschen, die rückgeführt werden, würden sich darauf freuen, wieder nach Hause zu kommen, nachdem sie in ihren Wunschländern mit der Realität konfrontiert würden, die sich fernab der Schilderungen bewege. »Denken wir an uns selbst - wer möchte schon von zu Hause weg sein?«

Einen Tag vor der Rückführung finden die »Kontaktgespräche« mit den Menschen statt, die festgenommen wurden, um in ihr Heimatland zurückgebracht zu werden. »Die Kontaktgespräche, die vom zuständigen Escortleader geführt werden, sind sehr wichtig, weil sie unter anderem die Anspannung lösen, die sich in den Menschen aufgebaut hat«, sagt Thomas O. vom BFA.

Sonntag, 13 Uhr 30 (Rückblende)

Ein Nordpfeil ist auf Lageplänen eingezeichnet, der Richtung wegen. Deshalb ist an diesem zwanzig Quadratmeter großen Zimmer nicht die eiserne Zellentür, die knarzend aufschwingt, das Besondere, es ist der grüne Pfeil, der an der Decke des Zimmers in nördliche Richtung weist. Ich frage nach. »Damit können Muslime die vom Koran vorgeschriebene Gebetsrichtung zur Kaaba in Mekka bestimmen«, sagt der Polizist, und ergänzt, »dass es sich um einen Raum für in Schubhaft befindliche Familien handelt.« Ehemals, heute wohnen Familien in Wohnungen in der Familienunterbringung Zinnergasse in Wien Simmering. Ich nicke, und ärgere mich. Das mit dem Nordpfeil hätte ich wissen müssen. Das mit der »Zinnergasse« habe ich gewusst.

Das Besprechungszimmer liegt im ersten Stock des Polizeianhaltezentrum Wien. Schon vor mehr als hundert Jahren wurden »Gefangene« in das Polizeigefangenenhaus »Liesl« (benannt nach dem früheren Namen der Roßauer Lände: Kaiserin-Elisabeth-Promenade) an der Roßauer Lände 7-9 gebracht. 2009

bekam die »Liesl« neue Strukturen und Kompetenzen sowie einen neuen Namen: Polizeianhaltezentrum.

Christoph, der Escortleader, Thomas O., der BFA-Fachexperte, Delia Sipos vom Verein Menschenrechte, Valbona Reinmüller, die Dolmetscherin, und ein Polizist treffen sich zu den heutigen Kontaktgesprächen. Auch ich darf mit dabei sein. Ich lasse meinen Blick durchs Zimmer gleiten: in der Mitte ein rechteckiger Tisch, sechs Sessel. Eine schwarze Couch in der Ecke. Drei Sessel mit Stoffbezug, daneben ein Garderobenständer. Eine Tür, die in ein kleines Badezimmer mit Toilette führt. Vis-à-vis der Couch rote, gelbe, blaue Kreise an der Wand, die ersten Signale von Wärme im Zimmer.

Der Polizist erklärt, dass sich alle drei Männer ruhig und unauffällig verhielten. Sie hätten ihre Kleidung gewechselt, ein Mann hätte mit seiner Frau telefoniert. Die Flugtauglichkeiten seien durch den Arzt bestätigt worden. Der erste Mann betritt das Zimmer, flankiert von einem weiteren Polizisten. Der Mann ist ungefähr 30 Jahre alt, trägt eine grüne Daunenjacke, Jeanshose. Die Situation scheint ihn nervös zu machen. Es wird ihm erklärt, dass er in sein Heimatland abgeschoben werde und wie der morgige Tag ablaufe. Er wisse Bescheid, antwortet er. Ob er jemanden von der Familie verständigen möge? Er werde morgen vom Flughafen aus anrufen, sagt er, und verabschiedet sich mit einem Kopfnicken.

Der zweite Mann tritt lächelnd ins Zimmer. Bartträger, gestreifter Pullover, Jeanshose, Turnschuhe. Auch er wisse, dass er morgen Österreich verlassen müsse, er habe schon telefoniert. Ob jetzt ein Einreiseverbot bestehe, fragt er. Ja, sagt Christoph, morgen werde ihm Bescheid gegeben, wie lange es gültig sei.

Der dritte Mann, der jüngste der drei, trägt Jeanshose und ein blaues Shirt. Ich staune, was er zu sagen hat.

Er hätte ohnehin nach Hause fahren wollen, sagt er, und zeigt sich überrascht, nicht allein den Flug anzutreten. Anrufen möge er vielleicht später. Dann verabschiedet er sich. »Ja, passt, danke«, sagt er.

Sonntag, 14 Uhr 30 (Rückblende)

Die »Familienunterbringung Zinnergasse« in Wien Simmering ist eingebettet in ein multikulturelles Dorf namens »Macondo«; etwa 3.000 Menschen leben hier. Der Name, gewählt vom kolumbianischen Schriftsteller Gabriel García Márquez für den Handlungsort seines Romans: Hundert Jahre Einsamkeit. Das Dorf, mit Menschen gefüllt, die nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands 1956 geflüchtet sind, die nach dem Militärputsch in Chile 1973 geflüchtet sind, die nach Bürgerkriegen in Afrika und drei Golfkriegen in der arabischen Welt geflüchtet sind.

Ja, die Gegend, in der das »Gelbe Haus« steht, ist sehr geschichtsträchtig.

2010 suchte das österreichische Innenministerium ein Gebäude, Familien mit Kindern, die rückgeführt werden sollen, auf einem sehr niedrigen Sicherheitsniveau unterbringen und betreuen zu können. Im »gelben Haus« in »Macondo« fand man es. Bis September 2009 hatte das Haus als übergangsmäßige Unterkunft und Bildungshaus für anerkannte Flüchtlinge gedient; danach war es eineinhalb Jahre

leer gestanden. Seit 2011 ist es ein Wohnhaus, in dem Familien untergebracht werden können, mit 17 Wohneinheiten, davon eine behindertengerecht ausgestattet.

Als ich das »Gelbe Haus« sehe, kommen Erinnerungen hoch.

Schöne und weniger schöne, alte und neue, sie vermischen sich miteinander zu wehmütigen Gedanken. Ich kenne das »Gelbe Haus« besser als jeder Andere, mit dem ich es heute betrete. Lange ist es her. Dort, wo heute ein Zaun steht und man nur durch ein elektronisch gesichertes Tor das Grundstück betreten kann, war 2011 noch alles frei begeh- und befahrbar. Zwei Jahre habe ich hier gearbeitet. Gelinderes Mittel statt Schubhaft, heißt es hier für die Menschen; ich habe viele von ihnen kennengelernt. Unter anderem Liah, eine afghanische Frau, die hier auf den Termin ihrer Abschiebung gewartet hatte.

Sechs Jahre später gehe jetzt den Gang im Erdgeschoß entlang, den sie wie ferngesteuert entlanggeschlichen war. Fast jede Nacht. Ich erinnere mich an sie, und ich erinnere mich daran, dass es nicht schwer war, für sie Mitgefühl zu empfinden. Sie war ein mädchenhaftes Wesen mit knochigen Ärmchen und einem Brandmal am Wadenbein, so lang und breit wie ein flammend roter Buchrücken. Ihre Kleider trug sie bunt, das Gesicht ohne Farbe unverhüllt. Die Augen huschten auf eine merkwürdig interessierte Art nach allen Seiten. Liah verkörperte wie kaum eine andere die Generation afghanischer Frauen, die sich das Recht auf Bildung oder Menschsein nicht nehmen ließen. Sie studierte in Kabul Germanistik, aus wenigen und veralteten Lehrbüchern, später hoffte sie an der Universität auf einen gut bezahlten Job als Dozentin. Der Traum scheiterte früh, eine Bombe legte die Deutschabteilung mitsamt dem Lehrmaterial in Trümmer. Sie brach das Studium ab, heiratete Jamil, einen groß gewachsenen, rastlosen Biologen, der das Risiko liebte, das Überraschende. Drei Monate wartete sie in einer frostigen Höhle am Hindukusch auf ihn. Vergeblich, der Krieg nahm ihn ihr und machte plötzlich alles ganz anders. Dann machte sie sich auf die Reise nach Europa, und landete in Wien. Irgendwann musste sie Wien wieder verlassen. Das Datum habe ich vergessen, aber nicht den Tag ihrer Abreise.

Zum ersten Mal sehe ich das Mädchen mit den motorischen Störungen, es geht an einem Rollator, wirkt aufgeweckt. Vater und Tochter wurden 2016 schon einmal abgeschoben, stellt Christoph, der Escortleader, beim Kontaktgespräch fest. Der Vater weiß, worum es bei diesem Gespräch geht, er weiß nicht, warum er wieder abgeschoben wird. Er sei legal mit einem Visum eingereist, sagt er, lebe seit 17 Monaten in Österreich. Christoph erklärt, dass er einen Asylantrag gestellt habe, der negativ beschieden worden sei und er deshalb hätte ausreisen müssen. Da er das nicht getan habe, sei er festgenommen worden und werde nun in den Kosovo zurückgebracht.

Freitag, 15 Uhr (Rückblende)

Der Escortleader. Das Büro liegt am Rand von Wiener Neustadt, im zweiten Stock eines halbovalen Bauwerks aus Glas und grauem Stein. Am Platz davor einheitliche Betonkarrees. In Rufweite entfernt ein Sportfeld mit Laufbahn, angrenzend Tennisplätze, ein Kletterturm – das alles zeigt sich als der ideale Tummelplatz für

Polizisten einer Spezialeinheit. Davor ein riesiger Parkplatz, in nächster Nähe ein Flugplatz. Ich stehe auf dem Gelände der »Cobra«, des Einsatzkommandos Cobra/Direktion für Spezialeinheiten, und ich bin mit Christoph verabredet, der am Montag als Escortleader das Sagen haben wird. Als derjenige, der für die Sicherheit der Piloten, Flugbegleiter und Passagiere garantieren muss. Er ist für die Einhaltung der Richtlinien zuständig, muss bei größeren Vorfällen die notwendigen Maßnahmen anordnen.

»Die Kontaktgespräche am Tag vor einer Abschiebung sind sehr wichtige Gespräche«, sagt Christoph. Die betroffene Person werde auf seine Rückführung vorbereitet und könne sich darauf einstellen. Das nehme sehr viel Spannung aus der Situation. »Es passiert nicht selten, dass ein Gespräch brisant verläuft, es aber am Tag der Abschiebung keine Probleme gibt.«

Christoph trägt heute Uniform. Er sagt, er sei einer der Ersten gewesen, der mit der Begleitung von Rückführungen auf Charterflügen beauftragt wurde. Insgesamt gäbe es momentan zwölf Escortleader beim EKO-Cobra. Wie viele er schon begleitet habe, wisse er nicht mehr, zu viele seien es gewesen. Luft-Charterabschiebungen würden ausschließlich von Cobra-Beamten geleitet, Abschiebungen am Boden auch von anderen. »Die Charterabschiebung am Montag nach Pristina in den Kosovo und weiter nach Chisinau in die Republik Moldawien wird von Österreich organisiert, deshalb ist Österreich auch für die Sicherheit an Bord und den Ablauf zuständig«, sagt er. »Aus Österreich werden fünf kosovarische Staatsbürger, aus Schweden zwölf und aus Deutschland 15 in den Kosovo rückgeführt. Drei moldawische Staatsbürger aus Schweden und 24 aus Deutschland sollen nach Moldawien rückgeführt werden.«

Seit dem tragischen Tod von Marcus Omofuma im Jahr 1999 habe sich in Österreich bei Charterabschiebungen sehr viel geändert, sagt Christoph. Es dürften nur mehr ausgesuchte Polizistinnen und Polizisten Abschiebungen durchführen. Sie müssten eine Aufnahmeprüfung machen, eine Englischprüfung, würden von einer Kommission bewertet und ausgesucht, und, besonders wichtig, alles beruhe auf Freiwilligkeit. Österreich sei die treibende Kraft gewesen, dass solche Standards eingerichtet wurden, dass es Joint-Return-Operations gäbe und ganz Europa mit gleichen Standards abschiebe. »Alle beteiligten Polizistinnen und Polizisten achten genau darauf, dass alles menschenrechtskonform abläuft«, sagt der Cobra-Polizist.

Welche Ausbildung müssen Polizistinnen und Polizisten machen, die sich entscheiden, bei Abschiebungen mitzuarbeiten?

»Sie müssen eine einwöchige Ausbildung absolvieren, wo sie die einschlägigen Gesetze und Richtlinien vermittelt bekommen, etwa wie man sich im Transitbereich, in der Luft oder auf ausländischem Boden verhalten muss. Auch, welche Rechte und Pflichten einem österreichischen Exekutivorgan dabei zukommen.« Das Handwerkszeug und den psychologischen Umgang mit Menschen, die abgeschoben werden, lerne man ebenso. »Insbesondere aber, wie man eine Fremdgefährdung oder eine zu starke Beeinträchtigung bei einer Fixierung vermeiden kann.«

Diese Schulungsinhalte und Richtlinien seien mit FRONTEX und den anderen EU-Ländern koordiniert. Deshalb könnte man solche Joint-Return-Operations ohne große Absprachen durchführen. »Weil jeder weiß, was FRONTEX fordert, welche

Einsatzmittel verwendet, welche Techniken angewendet und welche Zwangsmaßnahmen gesetzt werden dürfen.«

Escortleader erhielten zusätzlich eine einwöchige Ausbildung bei FRONTEX, sagt Christoph. Die Schulung laufe in englischer Sprache. »Dabei lernt man erfahrene Abschiebebeamte aus vielen europäischen Ländern kennen. Das dient dem Erfahrungsaustausch und der Verbesserung der Sprachkenntnisse, vor allem aber werden die europäischen Standards für Luftabschiebungen geschult und trainiert. Bei den Joint-Return-Operations ist es dann unbezahlbar, dass einheitliche Standards gewährleistet sind.«

Montag, 10 Uhr (Rückblende)

Es ist Montag, der 26. Februar 2018, 10 Uhr. Im Erdgeschoß des Polizeianhaltezentrum Wien beginnt der Tag der Abreise. In der weiß getünchten Empfangshalle stehen Tische mit und ohne Computer, Sessel, Bänke. Vier Abteile zum Visitieren von Häftlingen, vor jedem Abteil fällt ein Vorhang bis zum Boden. Eine ausladende Tür mit dickem Sicherheitsglas, die in einen Innenhof weist.

17 österreichische Polizistinnen und Polizisten drängen sich in der Zone, alle tragen zivile Kleidung und ein blaues Gilet mit der Aufschrift »Austria Escort« am Rücken. Christoph führt das Wort, heute trägt auch er zivile Kleidung. Dokumente werden vorbereitet, die Plätze im Flugzeug eingeteilt, jedem »Escort« seine Aufgabe zugewiesen. Jede Polizistin, jeder Polizist weiß, wem tagsüber seine besondere Beachtung zu gelten hat.

Plötzlich ein Anruf bei Thomas O., dem Fachexperten vom BFA.

Das Flugzeug, das in Leipzig hätte starten sollen, sei defekt, eine Ersatzmaschine im Anflug. Alles in allem bedeute der Ausfall eine Verspätung von dreieinhalb Stunden, sagt er. Die Neuigkeit wird verhalten aufgenommen. Ich überlege. Das bedeutet, dass wir – nona – auch verspätet in Wien ankommen werden. Kurz rechnen – es könnte ein Uhr nachts werden.

Als sich alle von der Nachricht gefangen haben, holen die die drei Männer aus dem Kosovo von den Hafträumen abgeholt. Schuhe und Gürtel werden mit einer Hand-Metallsonde nach versteckten Rasierklingen oder Ähnlichem kontrolliert, auch alles andere wird abgetastet. Einer der Männer legt die Bettwäsche auf den Fliesenboden vor die Zellentür, akkurat zusammengefaltet, als wären die Kanten glatt gebügelt. Dann nehmen die Männer ihre persönlichen Gegenstände entgegen: Dokumente, Schlüssel, Bargeld, Handy, Gepäck. Wer kein Bargeld besitzt, erhält 50 Euro. Wer weniger Bargeld besitzt, erhält den Differenzbetrag. »Zehrgeld«, um persönliche Grundbedürfnisse bei der Rückreise abdecken zu können. Auch Plastikflaschen mit Mineralwasser werden verteilt. »Viele Returnees achten darauf, dass sie am Tag der Abschiebung frisch geduscht und ordentlich angezogen sind, damit sie dementsprechend zuhause bei der Familie ankommen«, sagt Delia Sipos vom Verein Menschenrechte Österreich.

Die Menschenrechtsbeobachterin. Delia Sipos ist die Frau im Hintergrund, die kaum wahrnehmbar die Geschehnisse des Tages in Augenschein nimmt, sich gelegentlich

Notizen macht. Sie kommt ursprünglich aus Rumänien, wohnt heute in Linz. Seit 2006 arbeitet sie beim Verein Menschenrechte Österreich. Angefangen hat sie als Schubhaftbetreuerin, später arbeitete sie in der Rückkehrberatung, dann im Dublin-Verfahren, ab 2014 als Rechtsberaterin. Seit drei Jahren ist sie im Projekt »Monitoring« tätig, was bedeutet, dass sie als »Human Rights Observer« Sammelabschiebungen begleitet und darauf achtet, dass die Menschenrechte eingehalten werden.

»Zu Beginn habe ich weniger Charterabschiebungen begleitet,« sagt sie. »In letzter Zeit bin ich als Menschenrechtsbeobachterin etwa zwei Mal im Monat bei einer Rückführung dabei.« Deshalb, weil sie im Monitoring auch für andere Nationen wie Deutschland oder Frankreich tätig sei.

Welche Aufgaben sie dabei habe, erkundige ich mich.

Sie müsse unter anderem darauf achten, dass die Abschiebung korrekt durchgeführt werde, dass, wenn zum Beispiel Familien mit Kindern an Bord seien, Babys entsprechend versorgt würden, und insbesondere darauf, dass alles korrekt ablaufe, wenn Zwangsmaßnahmen angewendet werden müssten. »Nach der Charteroperation haben wir eine Woche Zeit, einen Bericht an das BFA als Veranstalter zu senden. In der Regel schicken wir diesen Bericht aber schon ein, zwei Tage danach.« Komme der Auftrag für das Monitoring von FRONTEX, würde der Bericht an FRONTEX gesendet. »Wir haben das eingeführt, dass auch der Escortleader diesen Bericht bekommt. Gerade diese schnelle Kommunikation, dass man sofort eine Rückmeldung gibt, ist Bestandteil, warum wir eine gute Gesprächsgrundlage haben.«

Die Berichte enthielten Vorschläge, die oft auch von den Begleitbeamten so gesehen werden; etwa die Frage der Klimaanlage in Terminal 240, sagt sie. »Da herrschen im Sommer 33 Grad vor oder noch mehr, die Schwüle und die drückende Hitze können auch Potential für eine Eskalation schaffen.« Eine Klimaanlage würde helfen, das werde von den Beamten zu hundert Prozent unterstützt, glaubt sie. Das mit dem eigenen Raucherbereich sei besonders vorteilhaft, den gäbe es zum Beispiel in Düsseldorf nicht. »Wir sind ein Teil des Ablaufes, wir haben eine bestimmte Funktion, und natürlich sind unsere Anliegen oft ident mit den Anliegen anderer Beteiligter.«

Wo bleiben die Emotionen an so einem Tag, frage ich.

Emotionen gäbe es immer, sagt Delia Sipos, nicht nur bei Abschiebungen, sondern auch in ihrer normalen Tätigkeit als Rechtsberaterin. »Besonders bei Kindern und Frauen muss man aber lernen, damit umzugehen, sonst kann man diesen Job nicht machen. Man muss versuchen, sachlich zu bleiben«, sagt sie. Es sei in den drei Jahren noch nicht der Fall gewesen, dass sie von einer Abschiebung zurückgekommen sei und gesagt habe, sie möchte das nicht mehr machen. »So etwas hat es für mich noch nicht gegeben. Natürlich gibt es immer wieder Situationen mit Stress, aber das ist bei meiner Arbeit als Rechtsberaterin genau so.« Positiv sei, dass sich insbesondere weibliche Escorts immer wieder liebevoll um Kleinkinder kümmern würden, sagt sie. Das beginne beim Wechseln von Windeln bis hin zum Trösten der Kinder. Eltern seien in diesen Situationen oft überfordert, besonders, »wenn der Zeitpunkt kommt, dass sie das Zimmer verlassen müssen.«

Montag, 11 Uhr 30 (Rückblende)

Nach einem Zwischenstopp in der Familienunterbringung Zinnergasse, wo wir den Vater und die zehnjährige Tochter aus dem Kosovo abholen, treffen wir um halb zwölf Uhr am Flughafen Wien-Schwechat ein.

»Terminal 240« ist kein herkömmlicher Terminal. Es ist ein Bereich, in dem Polizistinnen und Polizisten arbeiten, die nur mit grenzpolizeilichen Aufgaben betraut sind. Was bedeutet, dass »Terminal 240« jener Bereich ist, in dem sich nur Menschen aufhalten, die aus Österreich abgeschoben werden. Weiße Wände, Betondecke mit Belüftungsventilatoren, Neonröhren, grüne Fluchtschilder, Computer, eine Waage zum Abwägen des Gepäcks, eine Röntgenstraße zum Durchleuchten desselben. Danach geht es durch eine versperrte Tür in den eigentlichen Transitbereich. Grüne und blaue, fest verankerte Metallsesselreihen. Türen mit Schildern »Police Escorts Waiting Area«, »Smoking Area«, Toiletten, Besprechungsräume, ein Gepäckraum.

»Weil das Flugzeug Verspätung hat, ist eine neuerliche ärztliche Untersuchung der Rückzuführenden erforderlich, da sonst die 24-Stunden-Frist überschritten wird«, sagt Christoph, als wir den Transitbereich betreten.

Die Untersuchung findet in einem separaten Besprechungsraum statt.

Alexander, der Arzt, der die Abschiebung begleitet, fragt die Männer, die einer nach dem anderen den Raum betreten, ob sie sich gesund fühlen, ob es ihnen gut gehe, ob sie Beschwerden hätten. Alle drei verneinen, keinerlei Beschwerden. Auch der Vater und das Mädchen werden untersucht. Das Mädchen deutet der Polizistin, die sich angeschlossen hat, neben sich Platz zu nehmen. Der Vater sagt, er leide unter Kopfschmerzen. Nach einem Basis-Check und der obligatorischen Frage nach einer Allergie, sagt Alexander, dass er, falls er das möchte, eine Kopfschmerztablette erhalte, wenn es auf Essen und Trinken nicht besser werde.

Der Arzt. Alexander ist ein Spezialist, der weiß, was bei Notfällen zu tun ist. Mehrmals im Monat fährt er als Notarzt in Niederösterreich; neben seiner Arbeit im Innenministerium. Er arbeitete fünf Jahre als Facharzt für Anästhesie und Intensivmedizin im AKH Wien, 14 Jahre im Krankenhaus St. Pölten auf der Intensivstation und der Neurochirurgie. Er führte in den vielen Jahren als Anästhesist unzählige Vollnarkosen durch, machte viele intensivmedizinische Dienste. Er war bereits als Honorararzt bei der Polizei tätig, zuständig für das Polizeianhaltezentrum oder bei Autolenkern, die verdächtigt wurden, Alkohol oder Drogen konsumiert zu haben.

Irgendwann im März 2017 der Anruf:

Das Innenministerium suche einen Arzt, der Abschiebungen begleiten wolle, der medizinisch aktiv tätig sei, als Notarzt tätig sei, der einschreiten könne, falls es bei einer Abschiebung zu einem Notfall käme. Er, der 380 Notarzteinsätze allein im Jahr 2017 absolvierte, sagte zu. Warum? Er wollte sich verändern. Er halte es für sinnvoll, sich in diesem Bereich einzubringen.

Am 1. April 2017 fing er im Innenministerium zu arbeiten an, zwei Tage später begleitete er die erste Flugabschiebung. Seither sei er im Dauereinsatz, sagt Alexander.

Als er die Stelle übernahm, habe er über Auftrag die medizinische Ausstattung neu überarbeitet, sagt er. Es ging dabei um die Standardisierung der medizinischen Behelfsmittel, die an Bord mitgenommen werden. In Niederösterreich sei das so gelöst, dass jedes Notarzt-Einsatzfahrzeug gleich ausgestattet sei. Überall, wo er Dienst als Notarzt mache, setze er sich in das Auto und wisse, wo was zu finden sei.

»Immer dasselbe Auto, derselbe Koffer, dieselbe Ausstattung, dieselben Medikamente.«

Auch an Bord gäbe es jetzt diese Standards – mit demselben Koffersystem. Änderungen passe er sofort an. Neben Sauerstoff und Defibrillator gäbe es auch erweiterte Behelfsmittel wie Verbandsmaterial und dergleichen, um Selbstverletzungen behandeln zu können.

»Ich habe eine dreitägige Ausbildung bei der AUA gemacht, die mir das Innenministerium ermöglicht hat«, sagt Alexander. »»Doc on Board« heißt das Programm, das Ärzte für den Einsatz in einem Flugzeug ausbildet.« Spezielle Bedingungen an Bord, Raumnot oder Druckverhältnisse würden völlig neue Verhältnisse schaffen, damit lerne man umzugehen. »Wo sind Sauerstoffanschlüsse? Wie kann man bestmöglich eine medizinische Betreuung an Bord vornehmen? Wie kommt man durch eine verschlossene Klotür? Wie benutzt man eine Notrutsche? All das haben wir gelernt«, sagt Alexander. Auch das Überwinden von Sprach- und Kulturbarrieren lerne man. »Selbst einen Absturz im Simulator haben wir geübt.«

Wie gehe es ihm dabei, wenn Menschen abgeschoben werden?

Er glaube, es gehe ihm wie jeden anderen Menschen. Es sei viel Fingerspitzengefühl und Erfahrung notwendig, um die jeweilige Situation richtig einschätzen zu können, sagt er. Er dürfe sich keine Gedanken darüber machen, ob die Abschiebung in der Sache korrekt sei oder nicht, er halte sich an seine medizinischen Standards, wie im Spital. Die beste Versorgung liefern, für ihn selber, für den Staat, und insbesondere für den Betroffenen und alle anderen Beteiligten, das sei ihm wichtig. Eine emotionale Komponente könne er niemals ausschließen, das sei aber auch bei seinem Job als Notarzt so.

Wie ist das mit der Flugtauglichkeit?

»Ich lese mir die Krankengeschichte durch, das geschieht oft ein Monat vor dem Flug, kenne daher die Krankengeschichte des Abzuschiebenden«, sagt Alexander. Vor der Abschiebung müsse die Flugtauglichkeit von einem anderen Arzt bestätigt werden, unabhängig von ihm, das sei auch gut so. »Nach der Festnahme kommt der Abzuschiebende in das Polizeianhaltezentrum, wo er noch einmal untersucht wird, für den Fall, dass sich in der Zwischenzeit eine akute Krankheit ergeben hat.« Erst einmal habe er eine Abschiebung abbrechen müssen, da sich bei einem Kind über Nacht eine akute Mittelohrentzündung entwickelt hatte, sagt Alexander.

Er suche immer das Gespräch mit dem, der abgeschoben werde. Er sei dem Patienten auch immer ehrlich gegenüber, das sei extrem wichtig, um das Vertrauensverhältnis nicht zu zerstören. Er bewege sich nicht außerhalb seines Kompetenzbereiches, das betone er in den Gesprächen. »Weil auch Geschichten herangetragen werden, die nicht medizinisch sind, da weise ich darauf hin, dass ich nur als Arzt gesehen werden darf. Ich kann ja auf den Verlauf des Abschiebeprozesses keinen Einfluss nehmen, ich kann den Menschen aber das

Gefühl anbieten, dass sie in dieser Zeit medizinisch nach allen Möglichkeiten versorgt werden.«

Auch Polizisten seien bei Abschiebungen einem Verletzungspotential ausgesetzt, sagt Alexander. Oft passiere es, dass Abzuschiebende deutlich erklären, bei der Abschiebung alles Mögliche zu probieren, um nicht abgeschoben werden zu können. »Es ist für mich wichtig, auch für die Polizistinnen und Polizisten da zu sein, um Verletzungen sofort versorgen und dokumentieren zu können.«

Montag, 12 Uhr 30

Der Vater, das Mädchen und die Polizistin kommen aus dem Besprechungszimmer, die Arztvisite ist vorbei. Die Szene, die sich jetzt im Transitbereich abspielt, habe ich einleitend beschrieben. Sollte Polizistinnen oder Polizisten nachgesagt werden, sie seien gefühllos gegenüber jenen Menschen, die abgeschoben werden, dann erlebe ich es hier genau andersherum. Delia Sipos sagte: »Positiv sei, dass sich insbesondere weibliche Escorts immer wieder liebevoll um Kleinkinder kümmern.« Auch ich bin jetzt beeindruckt von dem Fingerspitzengefühl, von der Lebenswürdigkeit, mit der sich die Polizistin dem Mädchen widmet.

Mein Blick streift durch den Transitbereich. Die Wartezeit wird mit Gesprächen und Telefonaten ausgefüllt. Verpackte Knäckebröte, Muffins, Obst, Mineralwasser, Apfelsaft und Orangensaft werden geliefert. Polizisten laben sich am Buffet in der »Police Escorts Waiting Area« und tanken Kraft für die lange Nacht. Sie fragen nach und bringen den abreisenden Menschen Essen und Trinken vom Buffet. Die Menschen wissen, dass sie abgeschoben werden, dass es keine Möglichkeit mehr gibt, in Österreich zu bleiben. Ich frage mich, ob sie sich damit abgefunden haben oder sich darauf freuen, ihre Heimat wieder zu sehen. Ihr Dorf, ihre Familien, ihre Freunde, ihre Bekannten.

Ich sehe einen vielleicht 40-jährigen Mann, der abseits von allen anderen auf einem Sessel sitzt, die Hände verschränkt, den Kopf herabgesunken. Die Augen übermüdet und leer. Ich gehe näher heran.

Sofort erinnere ich mich an Ali, den ich 2011 im Polizeianhaltezentrum an der Roßauer Lände kennengelernt habe, weil ich einer jener war, der die Aufsicht über ihn hatte. Der Mann im Transitraum sieht nur aus, als wäre es Ali. Lang waren die Nächte, in denen er mir seine Geschichte erzählte.

Ali liebte sein Land Syrien, doch seine Sehnsucht nach Freiheit, Unabhängigkeit, nach einer wertfreien, begreiflichen Rechtsordnung waren stärker, als in verwahrlosten Hinterzimmern in Damaskus ein unruhiges Leben führen zu müssen. Er flüchtete, musste flüchten. Zwei Tage nach seiner Ankunft in Wien wurde er in einem Restaurant festgenommen, das sich Al-Dar nannte, arabisch für »Das Haus«. Sein Ausweis war gefälscht, er hatte ein Pseudonym kaufen müssen, um sein Leben zu retten. Schnell fand er sich dort wieder, wovor er davongelaufen war: Hinter vergitterten Luken, zwischen muffigem, verrauchten Gefängnisidyll. Er stammte aus einer gebildeten Damaszener Familie. Sein Vater war ein hoher Beamter im Finanzministerium, seine Mutter eine bildhübsche Frau mit hochgestecktem Haar. Seine Frau war Armenierin, klein, schlank, mit wachen Augen. Alle drei starben bei einem Bombenanschlag. Niemand fand sie, weil drei Kilogramm Trinitrotoluol Menschenleiber in Millionen kleine Stücke zerhacken – das hatte ein Soldat am

nächsten Tag im Fernsehen gesagt. Ali war 234 Tage in Österreich, dann wurde er abgeschoben.

Schwedische Polizistinnen und Polizisten kommen mit Frauen, Männern und Kinder in den Transitraum, sie werden nach Moldawien abgeschoben. Die Polizisten tragen ein gelbes Gilet mit weißer Schrift auf blauem Balken »Escort Sweden«. Eine Frau sitzt in einem Rollstuhl. Valbona Reinmüller wird, wie schon öfter an diesem Tag, um Unterstützung gebeten. Sie begleitet als Dolmetscherin die heutige Rückführung.

Die Dolmetscherin. Valbona Reinmüller wuchs in Mitrovicë im Kosovo auf, zweisprachig mit Albanisch und (damals) Serbokroatisch, »weil so gut wie alle in der Stadt mindestens zwei Sprachen sprachen«, mit Freunden, die Albaner waren, Bosniaken, Serben, Montenegriner oder Türken. »Ältere Generationen verwendeten sogar noch die alt-türkische Sprache im Alltag, ein osmanisches Erbe«, erzählt sie.

Seit 1996 arbeitet die »Akademische Balkanologin«, diese Bezeichnung erwarb sie sich mit dem Studium »Interdisziplinäre Balkanstudien« an der Universität Wien, in Österreich als selbständige Dolmetscherin und Übersetzerin für die Sprachen »Albanisch«, »Bosnisch«, »Kroatisch« und »Serbisch«. Sie verstehe aber auch andere Sprachen und Dialekte des Westbalkans, sagt sie, außerdem spreche sie Englisch und Italienisch. »Seit 2010 arbeite ich als Dolmetscherin im Rahmen der von FRONTEX und dem BFA organisierten Joint Return Operations (JRO).« Sie sei aber nicht im Innenministerium beschäftigt, werde lediglich für JRO gebucht.

Dabei unterstütze sie bei den Kontaktgesprächen, während der gesamten Reise und bei der Übergabe der Rückkehrer an die Behörden der jeweiligen Herkunftsstaaten. »In meinem Fall sind das Albanien, Kosovo, Mazedonien und Serbien.«

Seit 2010 war sie bei knapp 50 Charterabschiebungen dabei. »Meine Aufgabe ist, als Sprachrohr zu dienen«, sagt sie. »Ich versuche das, was in einer Sprache gesagt wird, in einer anderen Sprache möglichst genau wiederzugeben – dabei nichts zu verschönern, ergänzen, verkürzen oder wegzulassen.« Wichtig für sie sei, das Vertrauen aller beteiligten Gesprächspartner zu gewinnen, immer unter Wahrung der Neutralität.

»Die Zusammenarbeit mit dem gesamten Escort-Team verläuft sehr angenehm. Wir kennen uns aufgrund der vielen Einsätze, sind ein gut eingespieltes Team, wie in einem Orchester«, sagt sie. »Jeder kennt seine Aufgaben, und jeder weiß, dass der Andere seine Aufgaben richtig macht.«

»Wie in einem Orchester«, frage ich.

Der »Neue« in diesem »Orchester« sei der sensible und emotionale »Rückkehrer«, der dem ganzen Team vorerst skeptisch gegenüber stehe. »Ist ja selbstverständlich, er kennt uns nicht, ist nicht freiwillig da.« Beim ersten Kontakt, in der Regel beim Kontaktgespräch, müsse es ihr gelingen, das Vertrauen dieses Menschen zu gewinnen, sagt Reinmüller. »Ich muss ihm das Gefühl geben, dass es keinen Grund gibt, meine Neutralität und Glaubwürdigkeit anzuzweifeln, und dass er alles sagen kann.« Das sei ein Prozess, der binnen Sekunden verlaufe, aber von vielen, kaum wahrnehmbaren Faktoren abhängen, sagt Reinmüller. »Ist das Vertrauen einmal hergestellt, verläuft alles entspannter.«

Welche Gedanken gehen Ihnen durch den Kopf, wenn Sie Familien sehen, die abgeschoben werden? »Es ist besonders traurig, wenn Familien mit Kindern abgeschoben werden, wenn ihre Hoffnung auf ein schöneres und glückliches Leben

in Österreich an diesem Abschiebetag verloren geht. Ich kann sehr gut nachvollziehen, was ihnen alles durch den Kopf geht.« Schön sei aber zu sehen, wenn sich Escorts und Rückkehrer bei der Verabschiedung umarmen. Das habe ich einige Male bei Escorts aus Schweden und England beobachten können.

Nehmen Sie Ihre Gedanken mit nach Hause, frage ich. »So gut wie immer nehme ich die Gedanken mit nach Hause«, sagt sie. »Es dauert mal länger, mal kürzer, bis man das, was man erlebt hat, auch verarbeitet hat.«

Nach dem Gespräch mit Valbona Reinmüller beobachte ich eine schwedische Polizistin, die sich um die Frau im Rollstuhl kümmert. Die Frau mag sechzig Jahre alt sein, denke ich, trägt schütteres weißes Haar, ist korpulent. Die Polizistin tätschelt die Hände der Frau, das Gesicht, die Schulter. Ein Polizist stellt sich breitbeinig dazu. Groß, aufdringliche Schultern, Vollbart, Kurzarm-Shirt. Die Arme tätowiert, wie es bei Fußballern angesagt ist, nur mehr Schatten einer Haut zu sehen. Der Polizist kniet nieder. Seine Stimme ist sanft, als er mit der Frau zu reden beginnt. Er umarmt die Frau. Ich weiß nicht, ob er sie beruhigen möchte, ihr Trost spenden möchte, sie aufmuntern möchte. Ich frage mich nach dem Grund ihrer Abschiebung, insbesondere danach, ob sie in Pristina erwartet werde. Ich höre, dass ein Krankentransport bereit stehe, auch der Sohn - das beruhigt mich ein wenig.

Montag, 15 Uhr 30

Es ist halb vier Uhr am Nachmittag, als sich eine erste Aufbruchstimmung bemerkbar macht. Polizisten versorgen sich mit Obst und Getränken, suchen die Toilette auf. Sie fragen Abreisende, ob sie ähnliche Wünsche haben, verteilen Essen und Trinken an jene, die bejahen. Ein Mann telefoniert noch rasch mit seinem Handy.

Dann hallt der Schrei »Österreich« durch den Transitraum.

Polizistinnen, Polizisten, Begleitpersonen, Abreisende und ich stellen uns vor dem Gepäckraum in eine Reihe. Das Gepäck wird ausgefolgt, dann verlassen wir den Transitbereich und steigen in den Bus, der uns zum Flugzeug bringt. Ich stehe vor der letzten Sitzreihe. Ein kleines Mädchen sitzt auf einem Sessel, daneben Mutter und Bruder. Es trägt eine Haube am Kopf, tief ins Gesicht gezogen. Die Augen, als hätten sie gerade geweint. Ich versuche ein Lächeln, ich spüre, es misslingt.

Viertel nach vier sitzen wir in der Boeing 737-800 der Fluglinie »SmartWings«, einer tschechischen Fluggesellschaft mit Sitz in Prag und einem Tochterunternehmen von Travel Service, der größten tschechischen Fluggesellschaft. Die Maschine mit der Flugnummer QS4356/QS4357 wird die Zielflughäfen Pristina und Chisinau anfliegen. 189 Sitzplätze, die meisten belegt. Die Maschine kam aus Leipzig und ist mit deutschen Polizistinnen und Polizisten sowie Menschen belegt, die nach Moldawien abgeschoben werden.

Nach einer kurzen Verzögerung, einem Jungen war übel geworden, und Alexander, der Arzt, hatte sich darum kümmern müssen, heben wir um 16 Uhr 45 ab. Drei Stewardessen, ein Steward, blau-schwarz eingekleidet, freundlich. Mein Sitzplatz ist in der ersten Reihe, unmittelbar hinter der Bordküche. Während die Boeing an Höhe gewinnt und unter mir die Silhouette des 109 Meter hohen Towers vom Flughafen Wien-Schwechat an Kontur verliert, frage ich mich immer deutlicher, worauf ich mich da eingelassen habe. Vor Neid erblicke ich nicht ob der Rollen der Protagonisten des heutigen Tages: Piloten, Stewardessen, Steward, Arzt, Sanitäter, Dolmetscherin,

Menschenrechtsbeobachterin; der Fachexperte vom BFA, der Escortleader, die EKO Cobra-Polizistinnen und -Polizisten. Die Menschen, die in ihr Heimatland rückgeführt worden sind. Schwierige Rollen für jeden Einzelnen.

Unter mir zieht der Ort Schwechat vorüber, die Tanklager der Ö raffinerie, aufgereiht wie kreisrunde Niete n auf einem Ledergürtel. In zwei Stunden landen wir in Pristina, der Hauptstadt des Kosovo. 150.000 Menschen, die größte Stadt des Landes. Dreieinhalb Stunden später in Chisinau, Hauptstadt der osteuropäischen Republik Moldawien mit knapp 700.000 Menschen.

Bis jetzt verläuft alles reibungslos. Ich frage mich, ob das immer so ist. Einer, der mir diese Frage auch beantworten konnte, war Gü nter Ecker, der Vorsitzende des Vereins Menschenrechte Ö sterreich. Ich habe ihn in seinem Büro besucht.

Freitag, 8 Uhr (Rückblende)

Das Büro des Vereins Menschenrechte Ö sterreich liegt in der Alser Straße 20 in Wien Alsergrund. Der Beratungs- und Betreuungsbereich ist im Mezzanin des Mehrparteienhauses untergebracht, die Geschäftsführung im obersten Stockwerk.

Der VMÖ-Vorsitzende. Dort treffe ich Gü nter Ecker. Er ist großgewachsen. Er weiß, worüber er spricht. Er war der erste Menschenrechtsbeobachter in Ö sterreich auf Charterrückführungen, das war 2001. »In den Anfängen wurde drei bis vier Mal im Jahr eine Abschiebung per Charter durchgeführt, heute kommen wir auf drei bis vier Abschiebungen im Monat, manchmal auch mehr«, sagt er. Das, was früher er und eine Mitarbeiterin hatten erledigen können, müsse heute von acht Kolleginnen und Kollegen erledigt werden, das Ausmaß an Monitoring sei enorm angestiegen. Seit 2001 habe es keine Charteroperation mit ö sterreichischer Beteiligung ohne Begleitung eines Menschenrechtsbeobachters gegeben, sagt Ecker. »Darauf bin ich sehr stolz.«

Jeder Monitor brächte in die Beobachtung von Charterabschiebungen seine beruflichen Erfahrungen ein, als Betreuer von Menschen in Schubhaft, von Menschen, die freiwillig in ihr Heimatland zurückkehren, und auch seine Erfahrungen in der Rechtsberatung. Zwei Ausbildungsschritte seien notwendig, sagt er. Monitore werden eine Woche lang beim internationalen Zentrum für Migrationspolitikentwicklung (ICMPD) im Zusammenspiel mit der europäischen Agentur für die Grenz- und Küstenwache FRONTEX ausgebildet, und nehmen auch an der Grundausbildung der Polizisten teil, die Charterabschiebungen begleiten. »Das finde ich besonders wichtig«, sagt Ecker. »Diese werden bedarfsorientiert angeboten. 2018 sind derzeit zwei geplant. Jährlich wird für die im Abschiebepool tätigen Escorts ein Auffrischkurs als "follow up" mit Erfahrungsaustausch angeboten. Da werden auch Vorschläge für Verbesserungen eingebracht.« Was bedeute, dass jeder Monitor beobachten könne, wie das Qualitätsniveau dieser Ausbildung ständig steige.

Ab welchem Zeitpunkt sind Sie in eine Rückführung mit eingebunden? Welche Aufgaben haben Sie?

»Wir kommen ins Spiel, sobald der Escortleader ins Spiel kommt, also mit dem Kontaktgespräch«, sagt Ecker. »Wir schauen, ob beim Umgang der Escorts mit den Asylwerbern beim Dublinverfahren oder bei den nicht mehr zum Aufenthalt

Berechtigten bei Charterrückführungen in das Heimatland alles korrekt abläuft, oder bezeugen, wenn etwas nicht korrekt gelaufen ist.«

Wichtig dabei sei, sagt er, »dass wir nicht nur die Returnees beschützen vor unangemessener Behandlung oder Übergriffen, diesen Part haben wir sicher im Fokus, sondern, dass wir auch eine Art Schutzfunktion den Escorts gegenüber haben, bei Anschuldigungen, Behauptungen, die keine reale Substanz haben.«

Wenn jemand gegen seinen Willen abgeschoben werde, wenn er bei Charterabschiebungen einem sehr professionellen polizeilichen Vorgang ausgesetzt sei, könne es zu Vorwürfen kommen, wo korrektes polizeiliches Handeln diskreditiert werde, sagt Ecker. »Auch da sehen wir uns als Schutzfunktion, als eine neutrale Funktion, die beide Seiten beobachtet.«

Österreich habe ausgehend vom tragischen Tod von Marcus Omofuma im Jahr 1999 große Anstrengungen unternommen, professionell hochwertige Standards für sich zu definieren, sagt Ecker. Österreich habe es auch geschafft, im EU-Kontext im Bereich FRONTEX für ein relativ kleines Land eine sehr angesehene Position zu beziehen. Österreich sei dort stark aktiv als Organisator von Charterabschiebungen, da andere Mitgliedstaaten und FRONTEX darauf vertrauen, dass die Erfahrung, die Österreich gewonnen hat, auch anderen Ländern zur Verfügung gestellt werde.

Die Entwicklung seit 2001 sei ausgesprochen dynamisch gewesen, sagt er. Das sehe man auch am Beispiel Flughafen Wien, wo das Objekt 801 zu klein geworden war und man heute mit dem Terminal 240 ein funktional sehr gutes Gebäude im Flughafenbereich zu Verfügung habe. Auch im Bereich Schulungen habe sich einiges getan. Alle Escorts, die ja auf freiwilliger Basis arbeiten, was ein ganz großer Bonus sei, müssten Schulungen durchlaufen. Diese seien im Lauf der Zeit besser geworden, intensiver, praxisnäher. Auch Englisch habe an Bedeutung gewonnen. Am Beginn sei etwa die Frage im Raum gestanden, ob man nicht übers Ziel hinausschieße, wenn man die am besten trainierten Polizisten Österreichs für Begleittätigkeiten verwende. »Aber! Hut ab vor der Professionalität, wie diese Polizisten Widerstandshandlungen überwinden, das geschieht rasch und in der Eingriffsintensität am untersten Level dessen, was notwendig ist.«

Um ein Gespür dafür zu bekommen, wie viele Returnees tatsächlich aufgrund von Widerstandshandlungen fixiert werden müssen, hat Ecker eine Statistik ausgearbeitet. Diese zeigt, dass seit 2011 Fixierungen bei zwei bis vier Prozent notwendig waren. »Das ist erstaunlich wenig, da würde man sich ziemlich verschätzen«, sagt Ecker. »Das zeigt aber auch, dass die Einstellung der Escorts auf Deeskalation ausgerichtet ist – was bedeutet: reden, reden, reden, beruhigend wirken, aber wo es notwendig ist, in den zwei bis vier Prozenten, sehr rasch, sehr professionell, sehr eingriffsarm den Widerstand überwinden. Diese Kombination ist meines Erachtens auch das Erfolgsgeheimnis für Charteroperationen.«

Plötzlich brandet Applaus im Flugzeug aus, ich werde aus meinen Gedanken gerissen. Sind wir schon gelandet, frage ich mich. Ich blinzle zur Seite, wo die gehbehinderte Frau und die schwedische Polizistin sitzen. Wieder ein Klatschen, es folgt Gelächter, dann Stille. Die Frau, sie schmiegt den Kopf an die Schulter der Polizistin. Großartig, denke ich, was Polizistinnen und Polizisten an so einem Tag leisten. Sie sind Kindermädchen, Betreuer von betagten Menschen, Trostspender, Vertrauenspersonen. Sie helfen, wo sie helfen können, finden die richtigen Worte, wo es notwendig ist.

Ich denke an das Gespräch mit Günter Ecker zurück.

Je länger er das mache, sagt er, umso stärker sei seine Überzeugung, auch wenn es manchmal nicht nachvollziehbar sei, emotional schwer verständlich sei, dass dem Rechtsstaat doch eine große Bedeutung zugeordnet werden müsse. »Wenn sämtliche Instanzen in Österreich zu dem Schluss kommen, dass am Vorbringen eines Fremden in der Sache kein Grund besteht, ihm einen Schutz in Österreich oder ein Aufenthaltsrecht zu gewähren, dann ist es wichtig, dass das auch durchgesetzt wird«, sagt er. Wichtig sei, dass die Regeln und Gesetze nicht nur eingehalten werden, sondern dass sie nachvollziehbar und transparent eingehalten werden. »Natürlich ist es nachvollziehbar, dass man emotional gebunden ist, wenn man Asylwerber eine Zeit lang begleitet und versucht zu helfen. Das entbindet trotzdem nicht, die gesetzlichen Regelungen durchzusetzen«, sagt Ecker.

Gesetzliche Regelungen gelten für Familien wie für Einzelpersonen. Der Unterschied sei, das gestehe er zu, dass Familien mit Kinder vielleicht leichter zu integrieren seien als alleinstehende Männer, oft auch strafrechtlich nicht auffällig seien, und dass Familien für eine Abschiebung auch leichter greifbar seien. Ein allein stehender Mann könne relativ rasch untertauchen, könne auch monatelang illegal in Österreich sich aufhalten. Vielleicht entstehe da in der Öffentlichkeit der Eindruck, dass Familien abgeschoben würden, und »die schlimmen Jungs da bleiben«. Da sollte man ansetzen. »Wie kann man es besser als bisher schaffen, auch die schlimmen Jungs außer Landes zu bringen?«

Was könne bei Charterabschiebungen verbessert werden, frage ich.

Ein Problem sei derzeit das Verstecken von Rasierklingen in der Kleidung, in Turnschuhen, im Gürtel, sagt Ecker. An Stellen, die auch der Scanner nicht erkennen könne, weil sie hinter einem Reißverschluss oder bei Metallhülsen von Turnschuhen versteckt seien. »Eine EU-weite Maßnahme ist, den Gürtel abzunehmen. Manche Returnees tragen aber Hosen, die, wenn der Gürtel weg ist, bei den Knöcheln sind. Um nicht in den Bereich einer unmenschlichen, herabwürdigenden Behandlung zu kommen, wurde von uns eingebracht, dass die Polizei einen unbedenklichen Gürtel oder Kabelbinder zur Verfügung stellt, damit die Schlaufen enger gemacht werden können.« Eine Änderung habe Ecker bereits am 19. Februar 2018 beim Charter nach Georgien und Armenien feststellen können. »Einem Returnee ist erlaubt worden, mit einem Taschentuch die Schlaufen zu verknoten.« Das sei eine Kleinigkeit, an der man aber sehe, dass die Diskussion fruchte.

»Als Menschenrechtsbeobachter hat man in Österreich das Glück, dass die Verantwortlichen für Charteroperationen eine sehr große Diskussionsbereitschaft und eine sehr große Bereitschaft erkennen lassen, auf einen professionellen Dialog zu setzen«, sagt Ecker. »Keiner der Escortleader, und ich kenne alle, lässt auch nur im Funken erkennen, dass er Ambitionen hätte, etwas restriktiver oder schärfer durchzusetzen, überhaupt nicht.« Für einen Externen wäre es überraschend, wie ruhig, freundlich und entgegenkommend Escortleader und Escorts arbeiten - das gilt uns gegenüber genauso.«

Als Monitor müsse man natürlich auch bereit sein, seine eigenen Forderungen und Anregungen kritisch zu überdenken, sagt er. »Ein Kritikpunkt von uns war, dass Returnees dreimal durchsucht werden. Wir fragten uns, ob das wirklich notwendig ist. Davon haben wir wieder Abstand genommen, da wieder einmal diese besagten Rasierklingen gefunden worden waren. Da sind wir zum Schluss gekommen, dass

eine dritte, vierte oder fünfte Überprüfung uns lieber ist, als verletzte Returnees oder Escorts.«

Ob er mir Beispiele für bereits eingebrachte Vorschläge nennen könne, frage ich.

Die Auszahlung des Zehrgeldes sei so ein Beispiel, sagt er. »Wenn wer abgeschoben wird, der völlig mittellos ist, und auf dem internationalen Flughafen von Lagos in Nigeria landet, von dort zu seinem Heimatort kommen muss, vielleicht eintausend Kilometer zurückzulegen muss, dann ist das fast unmöglich.« Am Anfang habe der Verein Menschenrechte Zehrgeld ausbezahlt, diese Praxis sei von BMI und BFA übernommen worden, sagt Ecker. Oder bei der Verpflegung. Da sei es heute Standard, dass man für Moslems entsprechende Verpflegung anbiete – auch das sei eine Errungenschaft des VMÖ.

Montag, 18 Uhr 10

In Pristina im Kosovo setzt die Maschine auf einer Schnee-Landebahn auf. Ein Sturm wütet, peitscht den Schnee meterhoch durch die Luft. Schneller als erwartet haben wir die Hauptstadt des Kosovo erreicht. Die drei Männer, der Vater und das Mädchen verlassen das Flugzeug. Ich sehe nicht, ob sie sich von den österreichischen Polizistinnen und Polizisten verabschieden. Auch bei den Schweden und Deutschen verlassen Familien mit Kindern und einzelne Männer das Flugzeug. Ich stehe auf und blicke zurück. Frauen umarmen Polizistinnen beim Abschied. Ich bin überrascht, das habe ich nicht erwartet.

Vertreter der kosovarischen Behörden überprüfen die Dokumente. Ein Mann behauptet, in Serbien geboren zu sein, nicht im Kosovo. Da aber seine Frau und die beiden Kinder aus dem Kosovo stammen, darf auch er bleiben. Draußen tobt weiter der Sturm über die Startbahn. Im Flugzeug müssen die letzten Sitzreihen für den Start freigemacht werden, der Gewichtsverteilung wegen. Draußen wird der weiche Schnee, der sich auf die eiskalten Tragflächen des Flugzeugs angeklebt hat, entfernt.

Ich denke an das Gespräch mit Günter Ecker zurück, und an die Frage, was man bei Charterabschiebungen besser machen könnte.

»Man könnte in Österreich die Bereitschaft erhöhen, Escorts professioneller auszustatten«, sagte er. »Das erste wäre ein Taekwondo-Helm, der vielleicht 35 Euro kostet.« Offenkundig sei das geworden bei einem Mann, der nach Afghanistan abzuschicken war, der sehr klar kommuniziert hatte, dass er sich selbst verletzen wollte. Die Begleitbeamten hätten während des Flugs ausgesprochen gut durch ihre Präsenz den Kopf gesichert, sodass er sich selber keine Verletzungen zufügen hatte können. »Aber das kann man meines Erachtens auch einem sehr gut ausgebildeten Polizisten nur beschränkte Zeit überantworten.«

Schwedische Polizisten seien da besser ausgestattet. »Eben mit einem Taekwondo-Helm, einem Kopfschutz aus weichem Material, der leicht aufsitzt und nicht das Sehen, Atmen und Hören beeinträchtigt. Es ist ein Schutz gegen Verletzungen, auch wenn man gegen eine Metalloberfläche stößt.« Das sei meines Erachtens überfällig, es wäre notwendig und auch finanziell vertretbar.

»Ein zweiter Punkt wären Strumpfmasken als Spuckschutz«, sagt Ecker. Returnees, die mit ihrer Abschiebung nicht einverstanden seien, die nicht in der Lage seien, sich

körperlich zu wehren, würden ihr Missfallen ausdrücken, indem sie versuchen, Escorts oder Crewmitglieder anzuspucken. »Die derzeit verwendeten Gesichtsmasken sind bei Menschen, die sich wehren, binnen 30 Sekunden weg. Da gibt es Strumpfmasken, die die Atmung und Sicht nicht beeinträchtigen, aber das Spucken verhindern. Auch da haben die Schweden einen sehr tauglichen Spuckschutz.« Vielleicht könnte man Returnees etwas mehr Zeit geben, ihre Sachen zu packen. »Es kommen gelegentlich Beschwerden, dass das nicht der Fall ist.«

Die Tragflächen sind enteist, wir setzen den Flug fort. Es ist 19 Uhr 45.

Die große Verspätung könnte zum Problem werden, bemerkt Thomas O., in Chisinau könnte es für eine Landung und Übernahme vielleicht zu spät werden. Nach einem Telefonat mit dem Verbindungsbeamten des Innenministeriums in Moldawien scheint das Problem gelöst zu sein. »Wenn alles erledigt ist, ist man froh, dass alles gepasst hat«, sagt Thomas O. »Es ist schon öfter passiert, dass eine Person im Zielland von den örtlichen Behörden nicht übernommen worden ist, weil Dokumente nicht in Ordnung waren oder ein Betroffener wie heute behauptet, kein Staatsbürger des Landes zu sein. Letzteres zieht meistens langwierige Verhandlungen mit den Behörden vor Ort nach sich, die auch vier bis fünf Stunden dauern können.«

Worauf er sich bei der Rückkehr am meisten freut? »Darauf, dass ich nach vielen sitzenden Stunden im Flugzeug in Wien wieder aussteigen kann.« Sagt der, der in seinem Leben schon »mindestens 800-mal« geflogen ist.

Montag, 21 Uhr

Um 21 Uhr landen wir in Chisinau, der Hauptstadt von Moldawien. Für die Übergabe müssen Christoph und Thomas O. in den Transitbereich des Flughafengebäudes fahren. Alles läuft problemlos. Um 22 Uhr starten wir Richtung Wien.

Ich rede mit Christoph über die Gedanken, die ihm an so einem Tag durch den Kopf gehen. »Bei jemandem, der eine Menge an Vorstrafen und Verurteilungen hat, ist es leichter zu verstehen, dass er abgeschoben wird. Aber bei Menschen, die hier her gekommen sind, weil sie sich ein besseres Leben gewünscht haben, eine bessere ärztliche Betreuung, die bei uns auch schon integriert waren, ist es oft schwierig, dann muss ich das darauf reduzieren, dass ich es nicht entschieden habe, ich diesen Menschen auch nicht helfen kann.« Er müsse sich darauf verlassen, dass das Verfahren ordnungsgemäß abgelaufen sei, von Verantwortlichen, die das ordnungsgemäß beurteilt und entschieden hätten, analog unserer Gesetze und Vorgaben. »Die Gesetze, die von Volksvertretern beschlossen worden sind, müssen von der Polizei vollzogen werden. Das ist unsere Aufgabe.«

Der Kosovo sei sicher, sagt er. »Es gibt aber auch andere Destinationen, problematischere Destinationen, da muss ich mich natürlich darauf verlassen, dass alles passt und niemand in den Tod geschickt wird.« Es sei keine schöne Aufgabe, keine lohnende Aufgabe, sie müsse aber gemacht werden, sagt Christoph.

Ob er etwas Positives über eine Charterabschiebung sagen könne, frage ich.

Christoph denkt nach. Er glaube, dass es für die Stimmung unter den Menschen in Österreich wichtig sei, dass Menschen abgeschoben werden, die nicht mehr zum Aufenthalt in Österreich berechtigt sind. »Österreich hat eingeführt, dass bei jeder Abschiebung Menschenrechtsbeobachter dabei sind, ein Dolmetsch, ein Arzt, das ist

zwar ein großer Aufwand, aber unerlässlich.« Es gäbe keine Beschwerden, immer sehr gute Kritik, das sei positiv. »Die Polizistinnen und Polizisten bemühen sich wirklich, sie helfen den Menschen, sie kümmern sich um die Familien, um die Kinder, nehmen beim Warten in Gesprächen die Ängste, die machen das wirklich ausgezeichnet.« Deshalb würden sich immer wieder Menschen beim Aussteigen per Handschlag verabschieden, manche sogar mit einem Lächeln. »Vielleicht weil sie eine komplett andere Polizeiarbeit in ihren Ländern kennen.«

Montag, 23 Uhr 30

Wie Thomas O. bin auch ich froh, als wir um 23 Uhr 30 am Flughafen Wien-Schwechat landen. Eine kurze Nachbesprechung, dann sitze ich während der Heimfahrt im Patientenraum eines Krankenwagens. Alexander, der Arzt, nimmt mich mit. Noch einmal rufe ich mir die vergangenen 14 Stunden in Erinnerung, die mich in das Polizeianhaltezentrum Wien, die Familienunterbringung Zinnergasse, den Terminal 240 am Flughafen Wien-Schwechat, nach Pristina, nach Chisinau und wieder zurück nach Wien-Schwechat gebracht haben. Erst dachte ich, eine bittere Chronik einer Charterabschiebung schreiben zu müssen, jetzt erkenne ich, dass die Geschichte der Abschiebungen mit dem Tod von Marcus Omofuma im Jahr 1999 zwar einen tragischen Anfang nehmen musste, sich seither aber Vieles verändert hat.

Ich bin mir durchaus bewusst, dass zwangsweise Abschiebungen auch einen anderen Verlauf nehmen können, mit weit weniger Zustimmung, mit viel mehr Tränen. Ich habe an diesem 26. Februar 2018 wenig davon gesehen. Mit den klaren Stimmen der Protagonisten, den traurigen, überraschenden Erlebnissen, den vielen Eindrücken, verabschiede ich mich von einem Tag, der mich in meinen Gedanken noch lange beschäftigen wird.

Anmerkung:

2017 wurden 83 Charterabschiebungen durchgeführt, 70 auf dem Luftweg, 13 auf dem Landweg. Den weitaus größten Teil der Rückführungen betreffen allerdings Abschiebungen auf Linienflugzeugen. Verantwortlich dafür sind vier Mitarbeiter des Fachbereichs „Abschiebemanagement“ im Referat II/2/b (Sondereinsatz-Angelegenheiten) im Innenministerium.

„Für Abschiebungen auf Linienflugzeugen werden ebenfalls nur speziell ausgebildete Polizistinnen und Polizisten aus den Landespolizeidirektionen, vom EKO-Cobra oder aus der Zentralstelle des Innenministeriums eingesetzt“, sagt der Leiter des Fachbereichs, Chefinspektor Wolfgang Schmied. „Und alles beruht ebenfalls auf Freiwilligkeit.“

2017 seien 833 Rückführungen auf Linienflugzeugen durchgeführt worden, sagt Schmied, das sei gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung von 34 Prozent.“ In Einsatzzahlen ausgedrückt: 360 (2013), 372 (2014 und 2015), 606 (2016) und 833 (2017).

Da Menschen, die abgeschoben werden, mit anderen Fluggästen reisen, seien drei Bedienstete pro Mann im Einsatz, sagt Schmied. „Wird eine Frau abgeschoben, ist mindestens eine Beamtin dabei.“ Ärztliche Checks, Kontaktgespräche, die Einbindung der Volksanwaltschaft, das alles erfolge wie bei Charterabschiebungen.

„Die Volksanwaltschaft entscheidet selbstständig, ob jemand von ihnen den Flug begleitet.“

Von Reinhard Leprich, BMI I/5-Onlineredaktion, 26. Februar 2018